

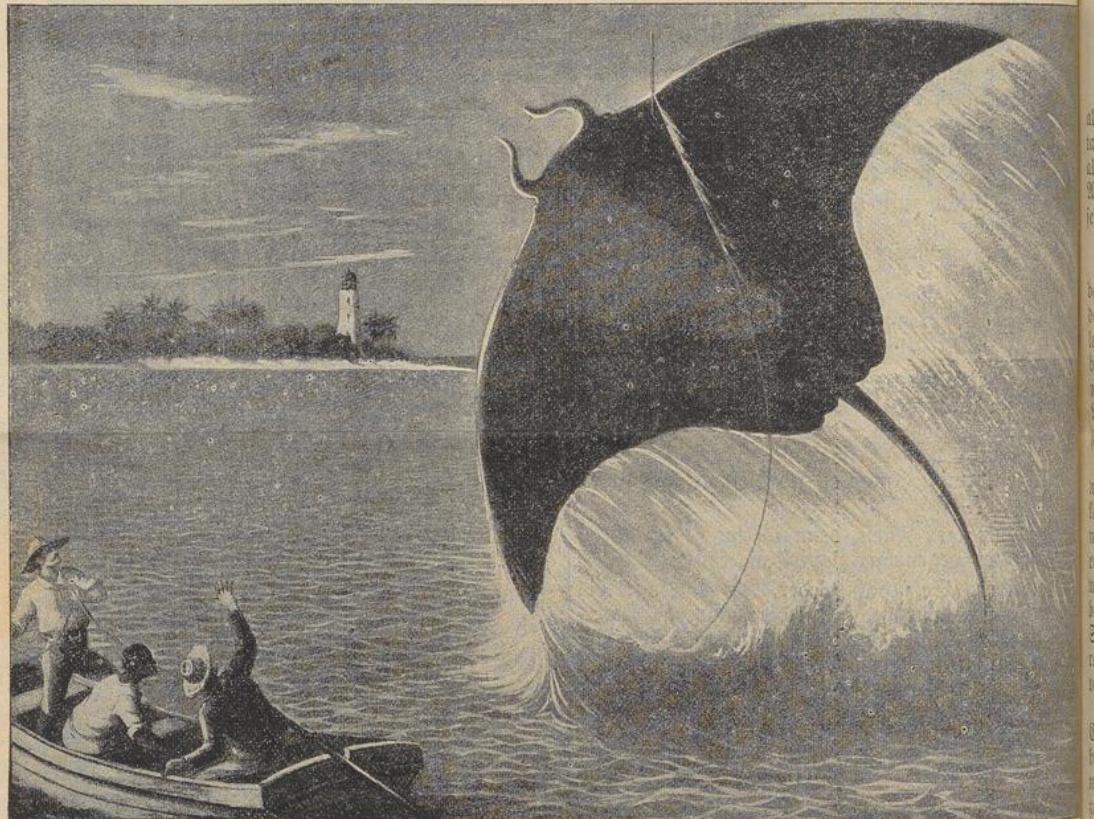
Raubwildjagd zur See.

Raubwildjagd zur See.

Mit Abbildung.

Ein nicht ungesährlicher Sport an der Ostküste Nordamerikas ist die Jagd auf die sogenannten Seevampyre oder Teufelsfische, kolossale Rochen (*manta brevirostris*), über deren Lebensweise und Eigenschaften nur wenig bekannt ist. Diese sonderbaren Geschöpfe fallen zunächst durch ihre ungeheuren Maßverhältnisse, sowie durch ihr Gewicht auf. Mittelgroße Exemplare haben nämlich von der Spitze der einen Flügelflosse bis zur anderen gemessen, eine Breite von 6 Meter. Vollausgewachsene Tiere sollen selbst eine Spannweite bis zu 10 Meter erlangen! Die Entfernung vom Maul bis zur Schwanzwurzel beträgt 3—3½ Meter; der

selbe unfehlbar zerschmettert. Die Insassen dürfen glücklich preisen, wenn sie bei dieser Katastrophe selbst zu Brei zermalmt oder durch den von dem im tauchenden Fisch erzeugten Strudel in die Tiefe gezogen werden. Das amerikanische Sportmagazin „*Unting*“ veröffentlichte die höchst lebendige Schilderung einer Jagd auf den Seevampyr. Erst die Zusicherung hoher Belohnung gelang es dem anstifter der Jagd, Mr. Holder, einen beherzten minole-Indianer, sowie einen Neger zur Teilnahme an der Fahrt zu bewegen. Dieselbe wurde in der gleichen Seesport vortrefflich ausgerüstet durch an den Seiten angebrachte, luftgefüllte Blasen, die vor dem Sinken gesicherten Tederboot derselben angetreten. Als Waffen nahm man außer



Seevampyr.

peitschenförmige Schwanz nimmt weitere 2½—3 Meter in Anspruch. Genaue Angaben über das Gewicht der 1½ Meter dicken Ungeheuer liegen bis jetzt nicht vor; man schätzt dasselbe auf 1500—3000 Kilogramm. Eine höchst auffallende, das Diabolische des Tieres noch erhöhende Erscheinung sind zwei armdicke fleischige Taster von 1 Meter Länge, die am Kopf in der Nähe der Augen sitzen, beständig in Bewegung sind, jeden berührten Gegenstand sofort greifen und dem mit vielen Zähnen gepflasterten Maul zuführen, in dem ein zusammengekauerter Mann bequem Platz hätte. Für die Jäger, welche diese auf dem Rücken braunschwarzen, unter dem Bauch grauweißen Rochen erlegen wollen, liegt die Hauptgefahr in dem kolossalen Gewicht der Ungetüme. Stürzt ein solches nämlich bei seinen häufigen Lustsprüngen auf das Boot nieder, so wird das

Harpune ein langes, speerartig geschliffenes Brechzahn sowie mehrere große Messer mit. Sobald die Geiß eines dieser gewaltigen Tiere im dunklen Wasser tauchte, wurde die Harpune nach ihr geschleudert, sich tief in sein Fleisch einbohrte, worauf das Ungeheuer eiligst davonstrebte. In unglaublich kurzer Zeit hatte der Fisch das Boot und die im Hinterteil des selben zusammengedrängten Jäger durch den mehrere Kilometer weit außer Meer hinausgeschleppt. Dort begann der Rochen sich in die Tiefe hinabzusenken, so daß die Männer sich der kritischen Frage gegenübersehen, ob ihr Boot der ungeheuren Kraft des Fisches zu widerstehen vermöge oder unter Wasser gezogen werde. In seiner Todesspirale verrannte das furchtbar blutende Geschöpf sich drein in eine seichte Sackgasse, wo es, seinen

um zu spät erkennend, bei dem Versuch umzukehren, halb aus Trocken geriet und mit blitzschnelle von den Seminolen mittels eines um den Schweif gefüllungen Seiles an einer nahen Mangrove verankert wurde. Jetzt war das Schicksal des Fisches besiegelt, denn die Männer konnten ihn nun vom festen Boden aus angreifen und taten dies mit Brecheisen und Messern in so nachdrücklicher Weise, daß er trotz heftiger Gegenwehr nach einigen wohlgezielten Streichen über den Kopf vom Leben zum Tode gebracht war. Messungen ergaben, daß das Ungetüm, von Flößerspitze zu Flößerspitze gerechnet, über 6 Meter breit war. Beim Fehlen aller geeigneten Vorkehrungen konnte leider auch hier an ein Feststellen seines Gewichtes nicht gedacht werden.

Der lebende Tote.

Es war am 28. Januar 1871 — so erzählte ein alter französischer Hauptmann — „an einem Samstag, dem letzten Tage der Belagerung von Paris, als ich zum zweitenmale den Deutschen vor meinen Augen sah, den ich schon dreimal hatte sterben sehen.“

„Aber nun fangen Sie doch an zu flunkern.“ „Keineswegs, meine Herren, und ich will Ihnen betonen, wenn ich so mitunter den fröhlichen Schall der Trompeten in der düstern Ebene von la Houillère höre, dann beschleicht mich von neuem die Furcht bei dem Gedanken an jenes furchtbare Ereignis, das mir während der letzten Tage der Belagerung das Leben unerträglich machte. Ich will Ihnen die Geschichte einmal erzählen:“

„Wir lagerten unter dem Fort Mont Valerien, General Noel den Befehl führte, und es verging kein Tag und keine Nacht, in der wir kein Gefecht mit den Deutschen hatten. Eines Tages — es war einige Zeit vor dem Gefecht bei Bourget — machten wir eine Rekognoszierung in der Nähe von Longchamp, als wir plötzlich vor uns in dem Walde das Stampfen von Pferden und jenes unbestimmte, aber regelmäßige Geräusch hörten, das eine Abteilung Kavallerie verursacht.“

„Mit einer Geberde zeigte ich meinen Leuten eine Erhöhung an dem Wege nach Rueil, und einen Augenblick später waren wir dahinter verborgen. Es dauerte nicht lange, als sie aus dem Gebüsch kamen und zwei zu zweit über den Weg ritten. An der Seite ritt ein Offizier, ein prächtiger Kerl, mit langem blondem Schmurrbart und einem kühnen und gemessenen Aussehen, das den Edelmann verrät.“

„In der Kompanie wußten sie, daß ich ein ausgezeichneter Schütze war, und sie stießen mich an, auf den Offizier deutend:“

„Ihnen die Ehre, Herr Sergeant.“ „Aber der Gedanke, daß das Leben dieses Mannes in meinen Händen war, machte mich zittern; ich war noch kein alter Soldat in jenen Tagen, und niemals hatte ich aus so geringer Entfernung geschossen. Ich legte an und, unwillkürlich die Augen schließend, schoß ich in den Haufen. Als ich aufblickte, lagen eine Menge Männer und Pferde auf dem Boden, die sich aufrichteten und wieder niederfielen; die übrigen verschwanden im Galopp im Walde.“

Der Offizier lag tot auf dem Boden, in seiner vollen Länge ausgestreckt. Ich habe ihn gut betrach-

tet, als ich sein Pferd holte; er hielt den Zügel noch mit den Fingern fest, und jedesmal, wenn das prächtige Tier mit einem Ruck den Kopf in die Höhe warf, bewegte die Leiche sich, als ob noch Leben darin wäre. Es war ein großer, kräftiger Mann und erinnerte mich an die großen, blonden Germanen der Geschichte.

Wir kehrten nach dem Fort zurück mit Helmen, Säbeln und Pferden, und General Trochu meldete das Ereignis in seinem Bulletin.

Einige Tage nachher, als ich mit Urlaub zu Paris war, benutzte ich diese Gelegenheit, um meinen Freund Legras aufzusuchen, der in Bondy verwundet worden war und im Hospitale von Val de Grave verpflegt wurde.

Ich brauche wohl nicht zu erzählen, wie ein Hospital im Kriege aussieht; es war dort nichts weniger



Eine Pyramidenbesteigung.
(Siehe Reise rund um Afrika Seite 237.)

als angenehm, das ist sicher. Während ich mit meinem Kameraden plauderte, dessen Wunde nicht viel bedeutete und der sich nach acht Tagen wieder zu seinem Regiment verfügen wollte, lief man an einem andern Bett schweigend hin und her, und vernahm ich aus dem Flüstern der Anwesenden, daß dort jemand im Sterben liege. Der Major kam auch an das Bett, beugte sich über den Sterbenden, und zwei barmherzige Schwestern knieten an dem Bete und beteten. Mit einer vor Bewegung zitternden Stimme flüsterte mein Freund Legras mir zu:

„Das ist ein Preuße, der dort stirbt. Es scheint ein Riese zu sein, da er schon mehrere Tage mit dem Tode ringt.“

Ich blickte auf das Bett. In diesem Augenblicke richtete der Sterbende sich noch halb auf, nach Lust schnappend, denn sein Ende war nahe. . . In einem